



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Der schmalkaldische Krieg.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Der schmalkaldische Krieg.



Von Anfang seiner Regierung an hat Karl der Fünfte nicht die geringsten persönlichen Sympathien für die Sache der deutschen Reformation gehabt.\*) Alle früher bekannten Urkunden beweisen dies, und ebenso was neuerdings von Balan in den Monumenta reformationis Lutheranae (Regensburg, Pustet, 1883) veröffentlicht worden ist. Meander nennt den Kaiser am 26. Mai 1521 la miglior persona del mundo und ist überzeugt, daß alle scheinbare Nachgiebigkeit Karls des Fünften gegen die Keterei bloß den Zweck gehabt habe, von den Deutschen 24 000 Mann gegen Frankreich herauszuschlagen und dann erst die Maske fallen zu lassen, wenn es unnötig geworden sein würde, sie länger vorzunehmen. Wenn der Kaiser trotzdem siebenundzwanzig Jahre auf dem Throne saß, ehe er gegen die Protestanten den Degen zog, so hatte das zwei Gründe. Fürs erste besaß Karl vor dem Frieden zu Crespy (24. September 1544) niemals die volle Aktionsfreiheit, ohne welche ein Krieg in Deutschland schlechterdings nicht zu führen war. Von Franzosen und Osmanen, von Baiern und der Kurie waren ihm so oft Steine in den Weg gewälzt worden, daß er noch nie auch nur in die Lage gekommen war, ernstlich über einen Krieg gegen die Schmalkaldener nachzudenken. Dann aber hatte er auch immer sich darauf verlassen können, daß die Bäume der Ketzer nicht in den Himmel wachsen würden, daß auf allen Reichstagen die offizielle Mehrheit der sitz- und stimmberechtigten Fürsten altgläubig sein würde; mochte auch von den Städten die größere Zahl, wie denn gerade jetzt auch Regensburg abfiel, lutherisch sein, und mochte auch die ziffermäßige Majorität im Volke überall sich der neuen Lehre zuneigen, so hatte das auf die Reichsversammlungen keinen unmittelbaren Einfluß. Hier wog die Stimme eines Abtes von Kempten, dem einige tausend Menschen gehorchen mochten, so schwer als die eines Herzogs von Württemberg, der seine Untertanen nach hunderttausenden zählte.

Solange das so blieb, konnte der große politische Schachspieler stets die eine Partei gegen die andre ausspielen; er war im Nürnberger Bund und sicherte den Protestanten den Genuß der „geraubten“ Kirchengüter zu. Jede Partei

\*) Der vorstehende Aufsatz ist ein Bruchstück aus der Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation von Professor Dr. Gottlob Egelhaaf in Heilbronn, welche von dem „Allgemeinen Verein für deutsche Literatur“ am 27. Dezember 1883 auf Antrag der Preisrichter Gneist, Scherer und Weizsäcker preisgekrönt wurde und Ende 1884 in den Vereinschriften erscheinen wird.

bedurfte seiner, solange sie nicht ein entschiedenes Übergewicht hatte; solange also dieser Zustand annähernden Gleichgewichtes erhalten blieb, mit thatächlichem Übergewicht der Protestanten, mit formellem der Katholiken, solange hatte auch ein Krieg keine Eile; der Kaiser mochte in verhältnismäßiger Ruhe seine Zeit abwarten.

Nun aber kam der Augenblick, wo sich beides änderte: der Kaiser bekam durch den Frieden mit Frankreich vom 24. September 1544 und einen anderthalbjährigen Waffenstillstand mit den Türken vom 10. November 1545, der in Adrianopel vereinbart wurde, die Freiheit der Aktion, und gleichzeitig erfolgte eine solche Zunahme der Lutheraner, daß auch die formelle Herrschaft des altgläubigen Prinzips in Frage gestellt wurde.

Zu den andern Fürsten, welche schon früher sich zu den Protestirenden gesellt hatten, kam nunmehr Herzog Otto Heinrich von Pfalz-Neuburg, den die Rücksicht auf seine katholischen Vettern aus dem Hause Wittelsbach in München nicht abhielt, den Prediger Andreas Pfander aus Nürnberg zu sich zu berufen. Von dem Kurfürsten Friedrich dem Zweiten, der als Pfalzgraf im Türkenkriege kommandirt hatte und 1544 auf seinen Bruder Ludwig in der Regierung zu Heidelberg gefolgt war, wußte man ebenfalls, daß seine Sympathien, obwohl er eine Tochter Christians des Zweiten von Dänemark, also eine Nichte des Kaisers, zur Gattin hatte, dem Evangelium gehörten; sein Verhältnis zu Karl erlitt dadurch einen heftigen Stoß. Nun begann aber der festeste Pfeiler zu wanken: das geistliche Kurfürstentum. In Köln nahm seit März 1515 den erzbischöflichen, mit der Kurwürde verbundenen Stuhl Graf Hermann von Wied ein, ein Mann von ernstem Geiste, der von Anfang an der katholischen Reformation geneigt war, wenn er auch auf den Reichstagen gegen Luther und seine auf Vernichtung der Hierarchie gerichteten Versuche gestimmt hat. Lange hat man dem Vorwurf geglaubt, den Karl 1546 gegen ihn aussprach: „Er kann kein Latein, hat sein Leben lang nicht mehr denn drei Messen gethan: er kann das Confiteor nicht“ (d. h. das Glaubensbekenntnis). Wir aber wissen jetzt,<sup>\*)</sup> daß gleich damals Landgraf Philipp dem widersprach und hervorhob, daß er fleißig in deutschen Büchern lese; wir wissen aus Melanchthons Munde, daß er „dogmatische Streitpunkte geschickt zu entscheiden“ verstand; und daß Erasmus unter seinen Korrespondenten war, daß Johannes Sturm „dem Freunde der Wissenschaften und Gelehrten“ einen Band seiner Ausgabe ciceronianischer Reden gewidmet hat, ist auch ein Beweis von der Einseitigkeit jenes kaiserlichen Urteils. Aber auf alle Fälle war, wie auch seine Gelehrsamkeit beschaffen gewesen sei, eines rein und echt: sein Wille. Soweit wir sehen können, gehörte er von Anfang zu jener Mittelpartei, welche auf einer Reihe von Reichstagen in dem Sinne thätig war, die Kirche in ihrer

<sup>\*)</sup> S. Barentzapp, Hermann von Wied. Leipzig, 1878. S. 36—37, 114—125.

Einheit zu erhalten und ihr die Reinheit zurückzugeben. In Hagenau trat er, im Jahre 1540, mit Hedio, Capito und vor allem mit Buger in Berührung und veranlaßte Besprechungen seines Humanisten Gropper, welcher auch zur kirchlichen Reformpartei gehörte, mit dem Straßburger Prediger. Mehr und mehr lenkte der Erzbischof von da an, wenn wir so sagen dürfen, von der katholischen Linken zur protestantischen Rechten hinüber; unter Berufung auf den Regensburger Abschied vom Jahre 1541, welcher den Prälaten die Aufrichtung „christlicher Ordnung und Reformation“ einschärfte, that er zu Ende 1542 den entscheidenden Schritt und berief Buger zu sich, welcher schon am 17. Dezember in der Münsterkirche zu Bonn predigte: es war Hermann von Wieds Wille, daß zunächst die Predigt des reinen Evangeliums, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und die Priesterehe durchgeführt werden sollten. Im April 1543 erschien auch Melanchthon im Kurfürstentum, auf die wiederholte Einladung des Erzbischofs, um Bugers Werk zu unterstützen. Ohne Gegnerschaft ging das freilich nicht ab: der konservative Reformers Gropper wich mit Abscheu zurück vor Buger, welcher natürlich den Bruch mit der Kurie als selbstverständlich behandelte; der aristokratische Rat der Reichsstadt Köln, das Domkapitel richteten Vorstellungen an den Erzbischof. Aber die weltlichen Stände des Landes pflichteten im März 1543 ihrem Fürsten bei, und auf protestantischer Seite hat man den Gedanken gefaßt, diese kölnische Reformation zum Ausgangspunkt einer neuen kirchlichen Organisation zu machen und an Stelle des Summepiskopats der Landesherren, in Folge dessen die religiösen Interessen oft genug vernachlässigt wurden, in ähnlicher Weise, wie dies in Englands bischöflicher Kirche geschehen ist, die Bischöfe zu setzen; diese sollten ihre ganze kirchliche Stellung, ihre geistliche Gerichtsbarkeit und ihre Einkünfte unter der Bedingung behalten, daß sie „die rechte Lehre und christlichen Gebrauch der Sakramente pflanzen“ wollten. In einer von Buger und Melanchthon verfaßten „Kölnner Reformationschrift,“ sowie in der von dem letztern allein herührenden „Wittenbergischen Reformation,“ welche als Grundlage für die 1544 in Speier in Aussicht genommenen Unionsbestrebungen dienen sollte, wurde diese Idee eines Kompromisses der Reformation mit dem Bistum entwickelt; die seitherige Praxis, welche auf Abschüttelung der bischöflichen Jurisdiktion beruht hatte, wurde damit eventuell — wenn das Bistum die „rechte Lehre“ annehmen wollte — aufgegeben. Welche Aussicht eröffnete sich damit für unser deutsches — kirchliches wie nationales — Leben! Eine deutsche Nationalkirche unter einem protestantischen Episkopat, frei von allen römischen Fesseln, taucht vor unsern Blicken auf. Schon waren Bischof Franz von Münster und der neue Kurfürst von Mainz, Sebastian von Heusenstamm, welcher im September 1545 auf Kardinal Albrecht gefolgt war, bereit, in Hermann von Wieds Fußstapfen zu treten; bereits wankte die katholische Mehrheit im Kurfürstenkollegium, wo nur noch auf Böhmen und Trier Verlaß

war; schon kündigte sich eine Veränderung des geistlichen Fürstentums an, welche auch hier den Evangelischen zur Mehrheit verhelfen mußte.

Wenn das alles durchging, so blieb für das Haus Habsburg nichts übrig, als auch keiserlich zu werden; dann aber vermochte es den Zusammenhang seiner Besitzungen nicht zu erhalten: Spanien ließ sich keinen lutherischen König gefallen. Diese Erwägung war für Karl entscheidend, seine europäische Stellung zwang ihn zu einem Kampfe gegen die deutschen Protestanten; daß von Köln aus seine Niederlande durch die Kezerei aufs neue und in verstärktem Maße angesteckt werden würden, war eine Aussicht, die ihn nur noch mehr zur Energie antreiben mußte.

War dieser Punkt für den Kaiser eine Lebensfrage, so stellt sich ein anderer als ein Ehrenpunkt dar. Wir wissen, daß Paul der Dritte auf den Sonntag Lätare 1545 das Konzil nach Trient berufen hatte, einer italienischen Stadt, die aber dem Namen nach samt ihrem Bischof unter König Ferdinand stand. Gegenüber dem ersten Entwurf, Mantua als Ort des Konzils zu wählen, lag darin ein wenn auch sehr mageres Zugeständnis an die Deutschen. Allein die Protestanten verharteten auf dem Reichstage zu Worms, welcher am 24. März 1545 durch König Ferdinand eröffnet wurde, auf ihrer Weigerung, das Konzil zu beschicken, das vom Papste und dessen Legaten gelcitet werde und also die notwendigsten Bürgschaften einer freien Diskussion vermissen lasse. Luther hatte in einer Schrift „Wider das Papsttum vom Teufel gestift“ in den schroffsten Ausdrücken, deren Leidenschaftlichkeit selbst bei seiner Gesinnung gegen die Päpste noch auffällt, dem allerhöchsten Vater den Abgabebrief geschrieben. Für Karls Stellung zum Papst ist immerhin die Vermutung sehr bezeichnend, welche neuerdings August von Druffel aufgestellt hat, daß Granvella dem Wittenberger Reformator das päpstliche Breve über den Abschied zu Speier in die Hände gespielt habe, das Luthers Zorn so sehr erregte. Aber wenn auch Karl ganz andre Gedanken mit dem Konzil hatte als Paul der Dritte, so mußte er doch auf alle Weise suchen, die Protestanten zur Beschickung des Konzils zu bringen, das seit Jahrzehnten das Alpha und Omega der kaiserlichen Kirchenpolitik war; insofern gingen seine Wege und die Pauls des Dritten eine Strecke weit zusammen.

Wie nun der Kaiser diese Einsicht gewonnen hat, daß der Kampf gegen die Evangelischen das einzige Mittel sei, um seine monarchische Gewalt in Deutschland zu behaupten und um die Einheit der Kirche herzustellen, da durchdringt er sich allmählich mit diesem Gedanken, die ultima ratio regum anzuwenden. Aber nur sehr langsam schreitet er zur Ausführung, es ist wie ein Gewitter, das lange am Himmel droht, sich zu verziehen scheint und doch endlich plötzlich losbricht. Man hat die Vertrauensseligkeit der Protestanten bitter gerügt, vermöge deren sie sich hätten überfallen lassen; aber in der That wußte Karl bis zum letzten Augenblicke selbst nicht, ob er denn wirklich zum

äußersten schreiten solle. Noch im Mai 1546, wenige Wochen vor dem Zusammenstoß, schwur Granvella beim Kreuze Christi, daß der Beschluß zum Kriege noch nicht gefaßt sei, und er schwur keinen Meineid.

Che Karl mit Aussicht auf Erfolg loszuschlagen konnte, galt es, sich einer Anzahl von Bundesgenossen zu versichern. Der erste war Paul der Dritte, welcher von vornherein überzeugt war, daß man, wie Pallavicino sich geistreich ausdrückt, „die synodalen Blitze der Canones stärken müsse durch die militärischen der Kanonen.“\*) Im Juli wurde der Bündnisvertrag in Rom festgestellt, nach welchem der Papst zum Kriege gegen die Schmalkaldener zwölftausend Mann zu Fuß, fünfhundert Reiter und dreißigtausend Dukaten hergeben und die Erlaubnis zur Erhebung von Kirchensteuern in den spanischen Reichen erteilen sollte. Da aber vor Mitte September die Heeresmassen in Deutschland nicht hätten zusammengezogen werden können, so setzte Karl den Anfang des Kampfes auf den nächsten Sommer 1546 fest, gewiß auch im Geiste jener gründlich vorurteilsfreien Politik, welche sich in jedem Augenblick vorbehielt, auch noch andre Wege einzuschlagen und sich vom Papst und Konzil wieder loszureißen. Viel wichtiger war es aber noch, daß es dem Kaiser und seinen Räten gelang, sich Bundesgenossen in den Reihen der Protestanten selber zu erwerben. Wie fast alle Dynastengeschlechter, so war auch das Haus Wettin durch innern Zwist und Rivalität gespalten; die kurfürstlichen Ernestiner in Wittenberg und die herzoglichen Albertiner in Dresden verstanden sich nicht zum besten, und letztere blickten mit Neid auf die glücklichern Bettern, welche ihnen an Rang und Würde, wie an Macht den Vorsprung abgewonnen hatten. Merkwürdigerweise hat die religiöse Stellung beide Familien einander nicht näher gebracht, vielmehr erwachsen aus ihr nur neue Zwistigkeiten: in Wittenberg wie in Dresden hegte man den Wunsch, sich direkt oder indirekt der in Sachsen eingesprengten Bistümer Naumburg, Meißen, Merseburg, Halberstadt, des Erzbistums Magdeburg zu bemächtigen. Naumburg hatte Johann Friedrich 1541 an sich gebracht; über Wurzen wären er und sein Better Moriz fast in offenen Krieg geraten. Wenn Herzog Moriz auf diesem Jagdgebiet etwas erbeuten wollte, so mußte er Karls des Fünften Hilfe suchen. Der jüngere Fürst wurde durch keinerlei Skrupel von einem solchen Bündnis abgehalten. Die politischen Motive wogen allein bei ihm, die religiösen ließen ihn kühl bis ans Herz hinan; es ist nicht zuviel gesagt, wenn man in seinem Gegensatz zu Johann Friedrich eine der wesentlichsten Vorbedingungen für den schmalkaldischen Krieg erblickt; aus dieser Sachlage erwuchs Karls dem Fünften Mut zum Losschlagen. Luther hat nicht ohne richtigen Instinkt geurteilt, daß der Satan hinter dem Herzog stecke: zwar blieb derselbe bei der Religionsform, in welcher er von seinem Vater Heinrich erzogen war; aber er hielt sich fern

\*) Maurenbrecher, Karl der Fünfte und die deutschen Protestanten. Düsseldorf, 1865. S. 65.

von allem Schmähem auf die Papisten, er urteilte, daß auch bei diesen viel echt Geistliches zu finden sei; es schien ihm, als ob man allerseits auf Augustinus zurückgehen sollte. Wie von ihm, so hätte man auch von seinen Räten (er hatte die Vertrauensmänner Herzog Georgs wieder hervorgezogen) und namentlich von dem ältern und jüngern Carlowitz nicht sagen können, welcher religiösen Schattirung sie zuzurechnen seien; sie hielten sich am ehesten zu den Erasmanern. Der absoluten Ablehnung eines Konzils sah man Moritz sich nicht anschließen, dem schmalkaldischen Bunde gehörte er kaum dem Namen nach an, an dem Braunschweiger Kriege vom Jahre 1542 beteiligte er sich bloß mit Geldzahlung, obwohl er Agnes, die Tochter Philipps von Hessen, zum Weibe genommen hatte. Dagegen focht er mit Ruhm gegen die Türken; bei der Belagerung von Ofen im Jahre 1542 geriet er, in glänzender Rüstung, mit wehendem Helmbusch, unter zwanzig türkische Reiter; er verlor sein Pferd, aber er schlug die Barbaren in die Flucht, nur von wenigen treuen Männern unterstützt. Auch am französischen Feldzuge vom Jahre 1544 hat er teilgenommen; es heißt, daß er dreizehnhundert Reiter herangeführt habe. Vitry ist unter seiner Leitung genommen worden: man bemerkte, daß Karl der Fünfte ihn auszeichne. So waren ihm die Wege zum Kaiser geebnet; ohne daß er sich je den Rückzug zu den Schmalkaldischen gänzlich hätte verlegen lassen, traf er am 20. Juni 1546 auf dem Reichstage zu Regensburg sein Abkommen mit Karl dem Fünften. Zu dem Bistum Merseburg, als dessen Administrator sein jüngerer Bruder August schon im Mai 1544 gewählt worden war, stellte man ihm die Schirmherrschaft über Magdeburg und Halberstadt in Aussicht, unter der Bedingung, daß er den Erzbischof, den Bischof und ihre Unterthanen bei ihrer alten Religion verbleiben lasse und der Kaiser das ganze Verhältnis nach Belieben auch wieder aufheben könne. Dies wurde schriftlich fixirt, über das weitere vermied es Karl, etwas Schriftliches von sich zu geben, man verhandelte „auf fürstliche Ehre und Treue,“ aber ohne Zweifel kam man darüber zum Einvernehmen, daß der Herzog, der jedoch die Einwilligung seiner Landstände vorbehielt, am Kriege teilnehmen und Land und Kurwürde seines zu ächtenden Veters empfangen sollte.\*)

Außer Moritz von Sachsen näherten sich noch zwei protestantische Fürsten dem Kaiser. Markgraf Hans von Küstrin war der Schwiegersohn des zur Zeit von den Schmalkaldnern gefangen gehaltenen Herzogs Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel; Herzog Erich von Kalenberg war Heinrichs Vetter — beide großtten ihren Glaubensgenossen wegen des Lojes ihres Verwandten; der erste trat geradehin dem Abkommen bei, das Moritz getroffen hatte. Beide waren freilich ohne große Macht; aber umso schwerer wog es, daß Herzog Wilhelm von Baiern, dort nach seines Bruders Ludwig Tode der alleinige Herr, 50 000 Gulden und sonstige Unterstützung verhielß. Nicht so sehr auf positive

\*) S. Voigt, Moritz von Sachsen 1541—1547. Leipzig, 1876. S. 160 ff.

Hilfe aber kam es hierbei dem Kaiser an, als auf Loslösung des seither immer frondirenden Baiern von der protestantischen Opposition; er trug kein Bedenken, dem willfährigen Wittelsbacher den pfälzischen Kurhut in Aussicht zu stellen, falls Friedrich der Zweite nicht zur alten Kirche sich bekehre. Um solchen Preis, der freilich erst achtzig Jahre später errungen worden ist, lenkte Baiern in einem Augenblicke in kaiserliche Bahnen ein, wo selbst der gefangene Braunschweiger von Karl dem Fünften das äußerste für die „deutsche Libertät“ fürchtete. Dieser politische Gewinn war von größtem Wert für den Kaiser; aber auch militärisch fiel der Zutritt Baierns zur kaiserlichen Partei deshalb schwer in die Waagschale, weil erst jetzt Karl in der Lage war, die aus Italien kommenden Kriegsvölker, die ihm der Papst und die andern verbündeten Fürsten sandten, im Reich selbst zu erwarten; andernfalls hätte er sich, um sie an sich zu ziehen, nach Tirol oder Osterreich begeben müssen.

So hatte die umsichtige und schlaue Diplomatie des Reichsoberhauptes überall sich Helfershelfer geschaffen, und doch hatte sie nicht vermeiden können, einen schweren prinzipiellen Widerspruch in all ihrem Thun zuzulassen. Paul der Dritte faßte selbstverständlich den bevorstehenden Krieg als einen Religionskrieg auf; ohne diese Überzeugung würde er nicht einen Dulaten dem Kaiser gereicht haben, mit dem ihn italienische Gebietsfragen fortwährend entzweiten; offen wurde von Rom aus der heilige Krieg verkündigt. Auch den Spaniern gegenüber mußte man diese Saite anschlagen, um sie opferwillig zu machen. Aber Deutschland durfte das nicht gesagt werden; für dieses Land, um dessen Niederwerfung es sich handelte, bedurfte es eines Vorwandes, wenn nicht bei der übergewaltigen Ausdehnung der neuen Lehre eine populäre Explosion wie vor einundzwanzig Jahren erfolgen sollte. Deshalb wurden Moriz von Sachsen und den Hohenzollern Hans von Küstrin und Albrecht Alcibiades von Bayreuth-Kulmbach, der Werbungen für den Kaiser veranstaltete, beruhigende Versicherungen zuteil, daß der Kaiser, auch wenn es auf dem Konzil mit der allgemeinen Annahme der Rechtfertigung durch den Glauben, der Priesterehe und des Laienkelchs Schwierigkeiten haben sollte, doch hinsichtlich dieser Punkte Nachsicht haben werde; eine Art von Reservatrechten auf kirchlichem Gebiet faßte man für die Deutschen ins Auge; selbst die Verwendung der geistlichen Güter für Schulen und Universitäten glaubte Granvella nicht anfechten zu sollen. Wie gestaltete sich nun aber die Lage durch solche Abmachungen, auf welche hin Karl dem Markgrafen die Hand reichte als Zeichen der Verpflichtung? Von zwei Fällen mußte nun einer eintreten: entweder der Kaiser hielt den mit ihm verbündeten Protestanten sein Wort, dann war der Konflikt mit Papst und Konzil unausbleiblich, welche eine solche Abkunft mit den Regern ohne Zweifel mit Abscheu von sich stießen; oder, was ihm freilich an sich nicht schwer fiel, er brach dieses feierlich durch einen Handschlag bekräftigte Wort, dann mußte er sofort nach dem eventuellen Siege über die

Schmalkaldischen mit seinen jehigen Allirten in Kampf geraten; hinter diesen aber stand dann die Masse des deutschen Volkes in Nord und Süd, und nicht am wenigsten in den habsburgischen Landen selbst, in Schlesien, in Osterreich, in Tirol, wo die Regierung schon jetzt offenen Aufstand fürchtete. Es war sicher, daß für Karl aus dem Siege selber neue schwere Verwicklungen erwachsen würden, und mehr als fraglich, ob sein Plan, unter falscher Flagge kirchliche Reaktion zu treiben, die Möglichkeit des Gelingens in sich trug.

Wenige Monate, ehe die Dinge auf den äußersten Punkt gediehen waren, hatte der Mann die Augen geschlossen, welcher den Anstoß zu der gewaltigen Bewegung der Geister gegeben hatte, über deren endgiltiges Schicksal jetzt die eisernen Würfel fallen sollten. Martin Luther war am 18. Februar 1546 in seinem Geburtsorte Eisleben aus der Welt geschieden. Sein letztes Werk, um dessen willen er die Reise von Wittenberg her trotz seiner dreiundsechzig Jahre und trotz seines durch das qualvolle Steinleiden geschwächten Leibes unternommen, hatte ein Friedenswerk sein sollen: die Ausgleichung eines Streites, welcher unter den Grafen von Mansfeld wegen des Kirchenpatronats und anderer Rechte entbrannt war. Kein Kaiser, kein Feldhauptmann, kein Staatslenker hat unsre Nation auch nur von ferne so in ihren Grundlagen bewegt und erneuert wie dieser Bauernsohn und Mönch. Ohne Einfluß auf den Gang der Dinge ist auch sein Tod nicht geblieben; zu gewaltig war seine Stellung gewesen, als daß er nicht hätte eine breite Lücke hinterlassen sollen, die niemand ausfüllen konnte. Es war nicht übertrieben, wenn ihm sein treuer Freund Melanchthon in die Gruft nachrief: „Dahin ist der Lenker und Wagen Israels“; es haben sich sogar Stimmen erhoben, die für möglich hielten, daß bei längerem Leben Luthers Herzog Moriz die „Rolle des Judas Ischarioth“ nicht zu spielen gewagt haben würde. Eine reizvolle Aufgabe ist es, dem gewaltigen Propheten unsers Volkes auch zu folgen in seine täglichen Lebensbeziehungen, in seine häuslichen Verhältnisse, in seine Gemeinschaft mit Weib und Kind. Wenn andre durch Aufdeckung solcher intimen Dinge wohl verlieren, so gewinnt Luthers Bild dadurch nur noch an menschlicher Liebenswürdigkeit. Wir sehen den Mann, welcher im Mittelpunkt einer der größten Epochen unsers Geschlechts steht, sich mit seinen Kindlein kindlich freuen; wir sehen ihn, obschon er „traurig ist im Fleisch,“ doch „fröhlich im Geist“ und gottergeben am Sarge seines Töchterleins Magdalena knien; wir finden ihn immer bereit zu helfen und, so bescheiden seine ökonomische Lage ist, allezeit freigebig für Arme und Notleidende. Eine Kindesseele, das ist der Gesamteindruck, und die Seele eines Titanen war in der einen Brust vereinigt.\*)

\*) Eine der ansprechendsten Schilderungen Luthers wird immer die von Gustav Freytag bleiben (Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Band 2), auf welche auch hier verwiesen sei. Außerdem möge an Maurerbrechers kritischen Aufsatz zur Lutherliteratur erinnert sein (Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit, Leipzig 1874; S. 205—236).

Auch nach dem Frieden von Crespy noch, inmitten der Vorbereitungen zum Schlagen, hat Karl es nicht unterlassen, Vergleichsversuche zwischen den religiösen Parteien anzustellen. Sie hatten selbstverständlich keinen Erfolg; auf den Verhandlungen zu Regensburg, die dem letzten daselbst vor dem Kampfe gehaltenen Reichstage vorangingen, hat der spanische Dominikaner Pater Malvenda sogar die Rechtfertigung wieder ganz in altkirchlichem Sinn nicht nur an den Glauben, sondern auch an die Mitwirkung des Menschen und die Heilmittel der Kirche geknüpft; im März 1546 wurden die Konferenzen als aussichtslos abgebrochen. Noch immer war man im Vatikan in Sorge, ob Karl nicht doch vor dem heiligen Kriege zurückschrecke; der Friede zwischen England und Frankreich, der am 6. Juni zu Guines ausgerufen ward, konnte ihn möglicherweise noch zur Zurückhaltung aus Furcht vor französischer Intervention bestimmen. Aber am 7. Juni unterzeichnete der Kaiser den in Rom festgestellten Vertrag mit dem Papste; am gleichen Tage den mit Baiern; am 16. empfangen die Schmalkaldischen auf ihre Anfrage, was die kaiserlichen Werbungen in Ober- und Niederdeutschland zu bedeuten haben, die Antwort: „Der Kaiser werde gegen die, welche ungehorsam seien, wie man erachten könne, seine Autorität der Gebühr nach gebrauchen.“ Namen wurden nicht genannt; aber jedermann wußte, daß Kurachsen und Hessen gemeint waren; darin, daß sie auf dem Reichstage nicht durch ihre Fürsten vertreten waren, sondern nur durch Gesandte, glaubte der Kaiser Unbotmäßigkeit erblicken zu müssen. Sie von ihren Bundesgenossen zu isoliren, das lockere Gefüge des Bundes zu sprengen, war Karls Absicht\*); wie seine Obersten überall, in Füssen, in Niedlingen, in Beilngries bei Eichstätt, in Niedersachsen Werbungen — seit dem 10. Juni — veranstalteten, so waren überall die Abgesandten Karls thätig, um die Ritterschaft, die alten Waffenbrüder Sickingens, gegen die Fürsten aufzuwiegeln; Nürnberg, das ohnehin von dem Bunde zurückgetreten war, Augsburg, Ulm, Straßburg wurden beschied und ihnen versichert, „daß der Krieg nicht über die Städte gehen werde.“ Ulrich von Württemberg, dem der Kaiser 1543 vor dem clevischen Krieg in Stuttgart gnädig einen Besuch abgestattet hatte, wurde ebenfalls durch den Truchseß von Hirnheim bearbeitet. Aber dieser ganze diplomatische Feldzug, welcher Sachsen und Hessen ebenso isoliren sollte, wie drei Jahre vorher Cleve, schlug total fehl; der schmalkaldische Bund erwies sich fester, als der Kaiser gemeint hatte; nicht einmal Augsburg, wo man doch große Rücksichten auf die Welthandelshäuser der katholischen Fugger, Welser und Baumgärtner zu nehmen hatte, zeigte sich nachgiebig. „Gott hab Lob,“ konnte der wackere Arzt Gereon Sailer am 5. Juli aus Augsburg an den Landgrafen schreiben, „hie oben im Oberland sind wir einig und aufrecht. Es wird wahrlich nicht

\*) S. Max Lenz, Die Kriegführung der Schmalkaldener gegen Karl den Fünften an der Donau; Historische Zeitschrift, Bd. 49, S. 384—460.

anders sein, wir müssen fechten, wie man sagt, pro aris und focis, um unsres Gottes und Vaterlandes wegen; der wird uns nicht verlassen!" Die glatten Worte der kaiserlichen Sendboten stießen auf taube Ohren; Umwandlungen von Schwäche und Mißtrauen in die Genossen gingen rasch vorüber. „Es ist dahin gerichtet," so charakterisirt ebenderselbe städtische Politiker des Kaisers innerste Absichten, „daß teutsche Nation ein schön Königreich und der Teufel die Monarchie hätte." „Noch war kein Schuß gefallen, sagt Lenz, und schon hatte Karl eine entschiedene Niederlage erlitten, auf dem Felde, wo er sonst Meister war, der politischen Berechnung. Er hatte nicht, wie er eben noch hoffte, zwei verlassene Fürsten, sondern den schmalkaldischen Bund, nicht eine politische Rebellion, sondern eine religiöse Partei, das auf dem Grunde des Evangeliums politisch geeinigte Deutschland zu bekämpfen. Seit den Zeiten der hohenstaufischen und salischen Kaiser hatten sich niemals in so kompakter Masse nord- und süddeutsche Stämme gegen die Krone zusammengefunden, und niemals war eine die Sonderinteressen so neutralisirende Idee die einigende Kraft gewesen. Jahrhunderte hindurch hatten Fürsten und Städte, wechselseitig von den Kaisern unterstützt und verlassen, um ihre Sonderinteressen auf Leben und Tod gerungen; jetzt standen die meisten und weitaus mächtigsten Kommunen von den Alpen bis an das Meer und die kraftvollsten Fürsten Seite an Seite, um gegen den Kaiser eine Konstitution zu verteidigen, welche ihre besondern Interessen auf einem gemeinsamen Boden zu einer ganz neuen Einheit verbinden wollte. Sie traten auf für eine Lehre, welche aus den Tiefen der Volksseele und der allgemeinen Kulturbewegung geschöpft, in dem Gewissen eines Mannes unter heißen Seelenkämpfen Raum gewonnen, allezeit sich an die persönliche Überzeugung gewandt, die Befreiung des religiösen Lebens von den Fesseln äußern Zwanges behauptet hatte." Den Schmalkaldischen fehlte es an Zuversicht nicht, so sehr sie auch des Kaisers Macht kannten: „Hast du Kriegsleute," ruft auf einem Flugblatt Frau Germania dem Kaiser zu, „ich habe sie auch; Gott im Himmel, den du nicht hast, habe ich." Karl und seine Kriegsknechte werden wohl mit den Legionen des Varus verglichen, die ein sächsischer Fürst Arminius bewältigt habe; man hofft, daß es den Wälschen wieder so ergehen werde.

Die Zuversicht der Verbündeten war keineswegs eitel. Ihre geographische Position war so, daß sie den Kaiser in Regensburg von seinen Niederlanden gänzlich abschnitten; von der Elbe bis zum Rheine bildeten die kursächsischen und hessischen Gebiete eine zusammenhängende Linie, die durch starke Plätze wie Torgau, Wittenberg, Gotha, Kassel, Ziegenhain, Gießen, Müffelheim, Rheinfels verteidigt war; im Süden hielten sich die größten Städte zu dem Bunde, von denen jede für sich der ganzen Armada des Kaisers trotzen konnte. Herzog Ulrich verließ sich auf den hohen Tüwel, die Deck bei Kirchheim, den Asperg; er hatte 600 Reiter, so schöne Mannschaft und Kasse, daß er sie garnicht ins Gefecht lassen mochte. Die Geschützmacht des Bundes, dem die großen städ-

tischen Gießereien zur Verfügung standen, war die gewaltigste der Welt; den Landsknechten war zwar das Geld ihr Gott, aber doch ist es auch vorgekommen, daß sie schwuren, die Spieße niederzulegen, wenn der Kaiser gegen das Wort Gottes streiten wolle.

Der Günst der militärischen Lage entsprach die der politischen. Wohl blieben viele Protestanten neutral, wie Brandenburg, das sich durch das Abkommen von 1541 für gebunden hielt, wie die Pfalz, welche für die Oberpfalz fürchtete, wie Lüneburg, Münster, selbst Köln, wo man sich durch den kaiserlichen Feldhauptmann in den Niederlanden, Friedrich von Büren, bedroht sah und der rein religiös gerichtete Hermann von Wied die volle erforderliche Energie nicht fand; aber ein Sieg der Bündner mußte sofort diese unentschlossenen Elemente zu offenem Hervortreten ermutigen. In den Niederlanden herrschte eine dumpfe Gährung; mit Recht hat man den Aufstand Gents von 1540 als den Vorläufer jener großartigen Erhebung bezeichnet, durch welche wenigstens ein Teil dieser Lande späterhin das spanische Joch abgeschüttelt hat; die Unzufriedenheit war nicht erloschen: die Kölner Reformation erweckte in diesen benachbarten Gebieten alle, die in der Stille lutherisch waren, zur Hoffnung auf einen religiösen Umsturz. Ebenso ließ sich auf die Mitwirkung der Dänen und Schweizer hoffen, die beide einen Sieg des Hauses Habsburg nicht ohne schwere Sorgen mit ansehen konnten; wenn die eidgenössische Tagfagung auch einen offenen Bruch, einen Angriff auf Tirol vermied, wie ihn schmalkaldische Gesandte in Vorschlag brachten, so ließ sie es doch geschehen, daß neun Fähnlein ihrer Knechte den Glaubensgenossen im Reiche zuzogen.

Auf eines kam es in diesem Augenblicke an: die Günst der Lage voll und rasch auszunutzen. So jäh Karl der Fünfte mit seiner Antwort vom 16. Juni die Maske abgeworfen hatte, so war er doch so wenig zum sofortigen Losschlagen fertig wie Napoleon der Dritte im Jahre 1870. Seine Rechnung war, wie die des Bonaparte in jenem Jahre, darauf gegangen, die Oberdeutschen von den Niederdeutschen zu trennen; nun dieser Pfeil weit vom Ziele niederfiel, war Karl für geraume Zeit ohne die Möglichkeit, den scharfen Worten auch die entsprechenden Thaten folgen zu lassen. Mit einigen hundert Mann zu Pferd und zu Fuß stand er in dem protestantischen Regensburg; nicht einmal seine Person war völlig in Sicherheit, sein Geschütz, seine Spanier waren von Wien, von Ungarn her erst im Anmarsch; ebenso setzten sich erst seine italienischen Hilfsvölker, seine niederländischen Truppen in Bewegung; die vier großen Regimenter oberdeutschen Fußvolks, welche er auf den Musterplätzen Riedlingen, Jüssen, Beilngries anwerben ließ, waren noch in der Formation begriffen. Es kam nur darauf an, den Grafen von Büren abzuhalten, die oberdeutschen Werbeplätze zu überfallen, die Alpenpässe in Tirol wegzunehmen, so war Karl ohne Schlacht besiegt, zu eben der Flucht aus Deutschland genötigt, welche er sechs Jahre später hat ergreifen müssen. Alle diese Erfolge ließen sich erreichen,

wenn die Bündner einem Willen rasch und sicher gehorchten. Schon im Herbst 1545 hatte Buzer vorgeschlagen, man solle, um dem seit dem 8. Januar 1546 exkommunizirten Rölner Kurfürsten mit Erfolg beizustehen, dem kühnsten aller evangelischen Fürsten, dem Landgrafen Philipp, die Gewalt eines Diktators übertragen;\*) es war ein Vorschlag, ebenso richtig als unausführbar: auch die Schmalkaldener sollten erfahren, daß eine Koalition an innern Gebrechen mit Notwendigkeit krankt, daß eine einheitliche Leitung bei ihr fast unmöglich ist.

Die ganze Kriegführung des Bundes ist eine Kette von Verschümnissen und Fehlgriffen, von halbgedachten und halbausgeführten Maßregeln. Das zwar war ganz richtig, was Karl selbst in seinen Denkwürdigkeiten (*commentaires*) den Gegnern als ersten und schwersten Fehler vorrückt, daß man die oberdeutschen Streitkräfte nicht sogleich gegen Regensburg dirigirte, sondern gegen Tirol; nicht der Kaiser mit seinen paar hundert Mann war gefährlich, sondern die Ansammlung von Fußvolk auf den genannten Werbeplätzen, der Anmarsch der Italiener; waren diese Gefahren beseitigt, so brauchte man nur gegen Regensburg zu demonstrieren, und Karl entfloß dann von selbst. Aber eben die Operationen auf Tirol, welche mit zwei Heeresabteilungen unternommen wurden — Sebastian Schärtlin als Oberstkommandirender rückte von Augsburg aus, Schenkwitz, sein Leutnant, kam von Ulm her —, wurden nicht schneidig genug ins Werk gesetzt, weil die Anordnungen der beiden Hauptleute theils nicht völlig durchgeführt werden konnten, theils sich kreuzten: die kaiserlichen Söldner entkamen aus Jüssen nach Landsberg ins Bairische, und man mußte sich mit der Einnahme von Jüssen (10. Juli) begnügen, dessen Bürgerschaft sofort von ihrem Herrn, dem Augsburger Bischof, zu den Siegern abfiel und dem Bunde huldigen wollte. Von Jüssen aus ließ Schärtlin seinen Leutnant den Lech aufwärts gehen und mit 1500 Mann das Schloß Ehrenberg überrumpeln, bei welchem sich ein die Heerstraße total absperrendes Thor befand, die berühmte „Ehrenberger Klause“; die 150 von Innsbruck gesandten Schützen wurden im Schlaf überwältigt und der wichtige Paß, der das ganze Lechthal abschließt, in die Gewalt der Bündner gebracht. Gewiß waren dies wertvolle Erfolge; aber es wäre mehr gewesen, wenn man die abziehenden Söldner des Kaisers frischweg ins Bairische verfolgt und zersprengt, wenn man sich Tirols bemächtigt und den Brennerpaß besetzt hätte, welcher nun der einzige Weg war, auf welchem die italienischen Kriegsvölker ohne großen Zeitverlust nach Regensburg hinabsteigen konnten. An Schärtlin lag es nicht, wenn diese Maßnahmen nicht getroffen wurden, welche unbedingt durch die Sachlage ermöglicht, also unbedingt geboten waren; aber er hatte die Hände nicht frei, der oberländische Kriegsrat hielt Baiern noch für neutral, was es seit fünf Wochen nicht mehr war, er glaubte an die Möglichkeit, daß der König Ferdinand sich am Kampfe

\*) S. Barrentrapp, Hermann von Wied. S. 259.

nicht beteiligen werde: beide durften nach seiner Ansicht nicht gereizt werden, also wurde der weitere Verfolg der Operationen auf Landsberg und bis ins Hochland unter sagt. Dazu kam die beständige Sorge von Ulm und Augsburg, die bei weiter Entfernung des Heeres einem Angriffe bloßgestellt zu werden fürchteten; Schärtlin, der schon an eine Kooperation mit Venedig und dem Herzog von Ferrara — über Tirol — gedacht hatte, mußte am 14. Juli nach Ulm zurückgehen, von wo aus dann das ganze Heer (ohne die württembergischen Reiter, denen sich die zu Niedlingen angeworbenen Knechte auch entzogen hatten, 60 Fähnlein oder gegen 20 000 Mann stark) auf Donauwörth vorging und diese wichtige Stadt an demselben Tage erstürmte, wo der Kaiser die Nacht über den Kurfürsten und Landgrafen aussprach (am 20. Juli).

Auch diesen beiden war unterdessen eine schöne Gelegenheit halb unter den Händen zerronnen. Graf Christoph von Oldenburg hatte im Dienst des Kurfürsten von der Pfalz, der seine Pläne auf Dänemarks Krone noch nicht ganz aufgegeben hatte, 3000 Reiter und 7000 Knechte in Niederachsen angeworben; angesichts des deutschen Krieges wurde ein Vorstoß gegen Dänemark unthunlich, und die Kriegshauptleute verhandelten mit den Bundesfürsten über Eintritt in schmalkaldische Dienste. Eine große Macht wäre damit den Bündnern zugefallen; aber am Ende folgten nur 4000 Mann zu Fuß und etwa 1000 Reiter deren Fahnen, die andern liefen den Kaiserlichen zu. Immerhin hatten die Sachsen und Hessen, weil zu ihrem großen Glück der Herzog von Braunschweig schon das Jahr vorher losgeschlagen hatte und in ihrer Gefangenschaft saß, die Möglichkeit, nach dem Süden aufzubrechen, ohne Furcht vor einem Angriff im Rücken hegen zu müssen. Am 20. Juli vollzogen Johann Friedrich und Philipp ihre Vereinigung bei Meiningen; am 25. Juli erreichten sie den Main bei Schweinfurt. Der Kaiser hatte damals nach der Berechnung von Lenz im allerhöchsten Falle 10 000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter, einschließlich der 600 Pferde, welche Hans von Küstrin herangeführt hatte; die Verbündeten verfügten über mehr als 50 000 Mann, darunter 6000 Reiter. Nichts lag jetzt näher, als daß man gleichzeitig von Donauwörth und von Schweinfurt her Regensburg zum Operationsobjekt nahm; am 3. August, ehe die Italiener anlangen konnten, vermochten das Nord- und Südheer sich vor der Stadt die Hand zu reichen; auch jetzt noch war der Sieg durch richtige Dispositionen zu gewinnen, ohne daß man die Chancen einer Schlacht lief. Aber nicht einmal der leiseste Gedanke, „getrennt zu marschiren und vereint zu schlagen,“ kam den Bündnern: die Fürsten richteten ihren Marsch auf Donauwörth, wo sie, über Dinkelsbühl und Nördlingen ziehend, am 4. August ankamen. Ein gewaltiges Heer war nun versammelt; aber Karl hatte auch Zeit, bei Landshut sich mit den Italienern zu verbinden und mit einem Heere, das — freilich wohl zu hoch — auf 34 000 Mann zu Fuß und 5000 Reiter geschätzt wird, nach Regensburg zurückzukehren. Die Aussichten der Schmalkaldener waren noch nicht dahin, aber ohne Frage begannen sie sich zu trüben.

Noch freilich waren sie dem Kaiser überlegen; in einer Antwort auf die Nchtkerkklärung bezugten sie vor aller Welt, daß sie die bürgerliche und kirchliche Freiheit vor „hispanischer Sklaverei“ zu verteidigen hätten: sie übersandten dem Kaiser einen Fehdebrief mit der Aufschrift: „An Karl den Fünften, der sich römischer Kaiser nennt.“ Der Krieg zog sich mittlerweile unter die Mauern von Ingolstadt, wo es aber zu keiner Schlacht kam, obwohl es wiederholt den Anschein dazu gewann: die Protestanten begnügten sich das feindliche Lager mit den hundert Kanonen, welche sie nach Avila hatten, zu beschießen. Mit Staunen berichtet Surius, daß sie an einem Tage neunhundert Kugeln ins kaiserliche Lager geworfen hätten, von denen gleichwohl nur ein Mann und zwei Pferde getötet und ein Feldzeichen zerschossen worden; den Kaiser selbst, vor dessen Füßen die Kugeln einschlugen, habe Gott sichtlich beschützt. Inzwischen überschritt Graf Max von Büren mit fünfzehntausend Mann niederländischer Truppen von niemand gehindert den Rhein bei Mainz und stieß zum Kaiser, am 17. September. Zwar zogen nun auch die Bündner ihre Westarmee unter Christoph von Oldenburg, Reiffenberg und andern Anführern an sich; aber die Initiative ist von nun an bei Karl dem Fünften, welcher das anfänglich kaum möglich scheinende erfüllt sah: er verfügte nun an einem Punkte über alle seine Kriegslente, welche bei Beginn des Krieges fast über ganz Mitteleuropa zerstreut gewesen waren. Trotzdem ließe sich nicht sagen, daß der Kaiser, welcher nun Neuburg und Donauwörth einnahm und sodann den Krieg westwärts, nach Schwaben, spielte, dort irgend einen entscheidenden Erfolg errungen hätte. Bei Nördlingen, bei Ulm, bei Giengen an der Brenz lagerten die Gegner nahe beieinander, nirgends erfolgte ein größerer Zusammenstoß, keine der großen Städte, auf denen die Position der Schmalkaldener in diesen Gegenden ruhte, nicht Augsburg, nicht Ulm ging in die Gewalt Karls über; die naßkalte Novemberwitterung nahm wohl beide Teile übel mit, aber verheerender wirkte sie doch unter den Kaiserlichen, da Spanier und Italiener derselben sich nicht gewachsen zeigten; auch die rote Ruhr raffte viele hinweg. Man wollte berechnen, daß der Kaiser, ohne eine Schlacht bestanden zu haben, durch Scharmützel, Wetter und Krankheiten 15 000 Mann eingebüßt habe.

In diesem Moment aber sprang die Mine, welche am 20. Juni gelegt war: Herzog Moriz, welchem der Kaiser am 27. Oktober im Lager zu Southeim an der Brenz die Kurwürde des Hauses Sachsen übertragen hatte, schlug los. Mit Mühe brachte er seinen in Freiberg versammelten Landtag zur Einwilligung in einen Angriff auf seines Veters Land: nur die Angst, daß König Ferdinand sich Kurfachsens bemächtige, wenn die Albertiner zögerten, und die beruhigendsten Versicherungen in religiöser Hinsicht schlugen endlich durch. Mit demselben Mittel machte Ferdinand seinen böhmischen Landtag trotz dessen ultrakuißtischer, d. h. hussitischer Mehrheit willig: wenn Böhmen nicht marschiren lasse, erklärte er, so werde Herzog Moriz auch die böhmischen Lehen in Sachsen

an sich reißen. So erreichten beide ihr Ziel: als Verbündete fielen sie über das fast wehrlose Kurhachsen her und nahmen es mit Ausnahme von Wittenberg und Gotha im November in Besitz.

Man kann leicht ermessen, wie diese Hiobspost auf die schmalkaldischen Bundesgenossen wirkte. Dinehin war auch ihnen der Mut gesunken, da es allmählich an Geld für die Knechte fehlte, und die Städte, die hauptsächlich geldkräftig waren, nichts mehr zahlen zu können erklärten; die Verhandlungen mit Frankreich und England rückten bis jetzt nicht recht vorwärts. Anfänglich gedachte Johann Friedrich noch im Süden auszuhalten; aber bald kamen die Bündner zum Entschluß, das Heer bis zum Frühjahr aufzulösen. Am 24. November wurde der Entschluß zur That: jeder kehrte in seine Heimat zurück; und schon überhäuften sich die Verbündeten gegenseitig mit Vorwürfen, keiner wollte die Schuld tragen, daß das große Heer nichts erreicht hatte.

Für den Kaiser war dies ein ungeheurer Glücksfall: die feindliche Feldarmee verschwand in dem Augenblick, wo sein auf sechs Monate lautender Vertrag mit dem Papste zu Ende ging und dieser seine Soldaten abrief, von deren Brauchbarkeit die Spanier freilich nur eine mittelmäßige Meinung gewonnen hatten. Der Beschluß, sechstausend Mann zu Fuß und fünfzehnhundert Reiter in einem Winterlager bei Siengen beisammenzuhalten, wurde nicht ausgeführt, weil kein Geld vorhanden war; als Karl bald hernach seine Straftagen ansetzte, war dasselbe freilich vorhanden; freiwillig aber wollte niemand zahlen. Immer noch hatte der Kaiser die beschwerliche Aussicht auf einen langen Belagerungskrieg, wenn Ulm und Augsburg fest blieben. Allein in Ulm fragte man sich, ob man denn etwas durch längern Widerstand erreichen könne — schon wurden von Rothenburg, das Karl auf der Verfolgung der Fürsten besetzt hatte, die Kanonen zur Belagerung Ulms herangeführt; den Ausschlag gab aber doch erst, daß Granvella dieselben Bürgschaften auf religiösem Gebiete anbot, welche dem Herzog Moriz gewährt worden waren. So beschloß der Rat von Ulm am 14. Dezember, sich „in höchster Unterwürfigkeit“ vor dem Kaiser zu demütigen; Heilbronn, Hall, Eßlingen, Augsburg, Frankfurt folgten nach; den Großen schlossen sich, wie man sieht, auch die Kleinen an; nur Konstanz blieb fest. Alle mußten bedeutende Straf gelder zahlen, Augsburg hundertfünfzigtausend, Ulm hunderttausend, Eßlingen vierzigtausend, Heilbronn und Reutlingen zwanzigtausend Gulden; Augsburg empfing auch eine kaiserliche Besatzung; der Religion wurde fast überall so gedacht, wie es halten zu wollen der Kaiser dem Herzog Moriz und dem Hause Brandenburg zugesichert hatte, sonst würde er eine Bevölkerung sich gegenüber gesehen haben, welche zum Kampf auf Tod und Leben entschlossen gewesen wäre. Das Herzogtum Württemberg hätte Karl gern mit Gewalt eingenommen, und König Ferdinand schmeichelte sich mit der Hoffnung, dieses Land wiederzugewinnen; allein der Kaiser erfuhr, daß Landgraf Philipp „noch einige Leute zu Fuß und zu Pferd in der Wetterau ver-

sammelt habe," und erwog, daß die Einnahme des Landes eine „lange und kostspielige Sache, auch die Haltung Frankreichs übelwollend sei.“\*) Deshalb wurde Herzog Ulrich auch zu Gnaden angenommen, nachdem er in Ulm demütig Abbitte vor dem Kaiser gethan und dreihunderttausend Gulden versprochen, auch drei Festungen an kaiserliche Völker ausgeliefert hatte. Nun war auch das Schicksal des siebenzigjährigen Kurfürsten von Köln besiegelt: am 25. Februar 1547 legte Hermann von Wied seine Würde nieder — er ist dann am 15. August 1552 als glaubenstreuer Evangelischer in der Zurückgezogenheit auf seinem Grafensitz gestorben — und sein Nachfolger, der seitherige Koadjutor Adolf von Schaumburg, stellte trotz der evangelischen Gesinnung der Landstände den alten Gottesdienst wieder her.

„Karl der Fünfte, sagt Ranke, war in diesem Kriege ganz grau geworden, seine Krankheit (die Gicht) griff ihn mit ungewöhnlicher Heftigkeit an, man bemerkte es fast mehr an der Bewegung seiner Lippen, als an dem schwachen Ton seiner Stimme, wenn er redete; wer ihn sah, so leichenblaß, an allen Gliedern gelähmt, ward von Mitleiden ergriffen, aber eben dies war der Augenblick, wo er Herr zu werden begann, wo das unbefiegte Deutschland ihm zu gehorchen anfang. Von allen Seiten kamen Fürsten und Herren und die Gesandten so vieler Städte, um sich vor ihm zu demütigen. Man sah sie knien, »die ehrenfesten, hochgelahrten, fürsichtigen und weisen,« wie die Urkunden sie nennen, die ihm so oft Widerpart gehalten, in der Mitte des versammelten Hofes, einer hinter dem andern, in langer Reihe, mit niedergeschlagenen Augen, bis dann einer von ihnen das Wort nahm und Seine kaiserliche Majestät um Gottes des Allmächtigen und seiner Barmherzigkeit Willen anflehte, die gegen sie gefaßte, allerdings wohlverdiente Ungnade fallen zu lassen; nachdem der Kaiser nicht selbst, sondern durch den Mund seines Vizekanzlers ihnen dies zugesagt, aus angeborener kaiserlicher Milde und weil er das Verderben der Reichsstände nicht wolle, gelobten sie dafür unterthänigen Gehorjam so für ihre Nachkommen als für sich selbst in den demütigsten Ausdrücken, die sich finden ließen; obwohl man sie aufstehen hieß, so wagten sie das doch nicht eher, als bis der Kaiser selbst ihnen mit einem Wink seiner Hand das Zeichen dazu gab.“ Einer der letzten, welche so vor dem Kaiser erschienen, war Jakob Sturm, welcher, auf den Tod niedergebückt, am 21. März 1547 vor dem Sieger in Nördlingen erschien, um Straßburgs Unterwerfung zu erklären. Er, vielleicht der einzige staatsmännische Kopf unter den Schmalkaldenern, mußte es besonders bitter empfinden, daß eine so große Macht so ruhmlos erlag; doch erwirkte die Besorgnis, Straßburg möchte sich dem französischen König in die Arme werfen, der Stadt verhältnismäßig milde Bedingungen: sie hatte nur 30 000 Gulden

\*) Lanz, Korrespondenz des Kaisers Karl des Fünften, II. 525.  
Grenzboten II. 1884.

aber freilich auch zwölf Kanonen mit aller Munition zu geben, zu deren Abholung kaiserliche Hauptleute in Straßburg sich einfanden.

Und gleichwohl war Karls Lage auch jetzt nicht ohne Schwierigkeiten. Paul der Dritte zeigte sich in kirchlicher Hinsicht den vermittelnden Tendenzen Karls so abgeneigt als möglich; das Konzil zu Trient (eröffnet am 13. Dezember 1545) bestand überwiegend aus Spaniern und Italienern, welche eben der dominikanischen Lehraussprägung angingen, gegen welche sich Luther erhoben hatte, Deutschland war des Krieges wegen garnicht, Frankreich kaum vertreten. Die päpstlichen Legaten hielten stramme Disziplin und wahrten sich allein das Recht, Vorschläge machen zu dürfen; so war es nicht zu verwundern, daß eine Reihe von Beschlüssen gefaßt wurde, welche alle Aussicht auf Veröhnung mit den „Abgewichenen“ abschnitten und diesen bloß stumme Unterwerfung oder äußersten Widerstand offen ließen. Beispielsweise wurde die sogenannte Vulgata, die alte lateinische, von dem Kirchenvater Hieronymus 385 bis 405 bearbeitete Bibelübersetzung, als unfehlbare Autorität aufgestellt und damit alle Fortschritte in der Bibelfunde und Bibelauslegung, welche dieses sprachgewandte humanistische Zeitalter gemacht hatte, über Bord geworfen, alle abweichenden Erklärungen verkehrt, im Punkte der Rechtfertigung wurde die Mitwirkung der Kirche, d. h. der Priesterschaft, sowie die des Menschen gefordert und damit nach der Überzeugung der Protestanten die Priesterherrschaft und der Mißbrauch mit den „guten Werken“ verewigt. Vergeblich forderte der Kaiser, dessen Versprechungen an die Protestanten wir kennen, wenigstens Geheimhaltung dieser Beschlüsse, damit sie später noch abgeändert werden könnten; der Papst rief seine Soldaten aus Deutschland ab, weil die Zeit des Vertrages abgelaufen war, und als Karl sich weder bei der Belehnung des Pier Luigi Farnese mit Parma und Piacenza seine Oberlehnsherrschaft abdingen ließ, noch die Statthalterschaft über Mailand an Pauls Enkel Ottavio Farnese übertrug, da kam es zum offenen Bruch, der Papst näherte sich wieder Frankreich, mit dem auch die Protestanten fortwährend verhandelten, und verlegte das Konzil im März 1547 aus dem österreichischen Trient nach dem päpstlichen Bologna. In ganz Italien entstand eine Gährung und Opposition wieder die spanische Hegemonie. In jenen Tagen, im Januar 1547, hat Gian Luigi de Fieschi, Graf von Lavagna, versucht, die Doria in Genua zu stürzen und die Stadt zu Frankreich hinüberzuführen; nur der Umstand, daß der Graf von einer Galeere ins Wasser des Hafens stürzte und wegen seiner schweren Rüstung ertrank, bewirkte das Scheitern dieser Unternehmung.

Diese Vorgänge waren es aber nicht allein, wodurch sich der Kaiser beunruhigt fühlte. Oberdeutschland hatte er zwar unterworfen, aber Norddeutschland war noch ungebeugt. Ja noch mehr: Johann Friedrich hatte nicht bloß sein Land wieder von Moriz und von den Böhmen zurückgewonnen; er war auch mit einer Energie, die man an ihm nicht gewohnt war, ins

herzogliche Sachsen eingedrungen und hatte dasselbe größtenteils erobert, nur Leipzig, Dresden, Zwickau, Pirna hielten sich, Moritz ließ schon für einen äußersten Fall den Königstein auf einen Monat verproviantieren und Schanzkörbe auf demselben herrichten; man glaubte, daß er bald ganz von Land und Leuten vertrieben sein werde, zur Strafe dafür, daß er „um Judaslohn tyrannisches, unchristliches, huffarisches Volk“ zu Hilfe gerufen. Den Kaiser hielt man für tot oder doch für krank auf den Tod. In Böhmen loderte der Aufstand hell empor, ein Feldhauptmann der Stände, Kaspar Pflug von Rabenstein, sollte das Land gegen den Kaiser wie gegen König Ferdinand verteidigen, die Stände wollten sich mit dem Kurfürsten, welcher auch wie sie Leib und Blut Christi unter beiderlei Gestalt genieße, unlöslich verbinden, so, daß kein Teil ohne den andern Frieden schließen sollte. Wie im Süden von Sachsen, so im Norden: die großen Kommunen, welche sich zum Evangelium hielten, waren zu äußerstem Widerstand entschlossen. Johann Friedrich hätte überall Elemente genug zum Krieg auf Leben und Tod gefunden, wenn er sich selber zum „Kaiser der protestantischen Stände, der Städte und Bauern“ hätte aufwerfen wollen; aber statt solche unzählbare Entschlossenheit zu zeigen, fing er an mit seinem Vetter Moritz zu verhandeln. Er begriff nicht, daß der Moment kritisch war, daß für ihn galt: *una salus victis, nullam sperare salutem*, daß er entschlossen sein mußte, alles einzusetzen, zu siegen oder zu sterben, nicht aber mit einem Feinde verhandeln, der ihn verderben wollte.

Umso besser erfaßte der Kaiser die Gefahr der Situation; so heftig sein Leiden ihn quälte, so brach er doch auf die Hilferufe seines Bruders und des Herzogs Moritz aus dem Süden auf und zog über Nürnberg nach Eger, wo er sich mit den beiden Fürsten vereinigte. Die Unvorsichtigkeit und Energielosigkeit der Böhmen hat ihm diesen ersten Erfolg ermöglicht; es zeigte sich, wie wenig klug der Kurfürst daran that, daß er „den hochfahrenden Reden und den tumultuarischen Hausen der Böhmen vertraute und sie als Helfer in seinem Lande erwartete.“\*) Aber auch Johann Friedrich beging nicht minder schwere Fehler als die Böhmen; er war vollständig überrascht, als ihm am 24. April 1547, während er in Mühlberg an der Elbe die Sonntagspredigt hörte, die Meldung zuing, daß man drei große Geschwader jenseits des Stromes gesehen und daß man trommeln gehört habe. Es war der Kaiser mit Ferdinand und Moritz; nach den Berechnungen von Lenz\*\*) führten sie 6300 Reiter und 23000 Mann zu Fuß heran. Der Kurfürst hatte nur 1600 Reiter, 3000 Knechte zu Fuß und 21 Kanonen; allein da seine Truppen Stadt und Schloß

\*) Voigt, Moritz von Sachsen 1541—1547, S. 343—344.

\*\*) Lenz, Die Schlacht bei Mühlberg, Gotha 1879, S. 91 ff. Vergl. Voigt, a. a. O. S. 371—439. Das von letzterem benutzte Material ist von Max Lenz aus dem Marburger, Straßburger und Dresdener Archiv vermehrt worden.

Mühlberg besetzt hielten und das linke Elbufer ohnehin niedriger ist als das von den Sachsen verteidigte rechte, das noch überdies durch einen Damm gekrönt wurde, so hätte sich diese vortreffliche Stellung ohne große Mühe bis zum Abend halten lassen. Allein nachdem die Kaiserlichen durch eine Furt marschierend den Elbübergang erzwungen hatten, wurde die immer noch vorzügliche Stellung von den Sachsen aufgegeben, und nun erst, wie der Feind abzog und Gefangene seine geringe Stärke verrieten, entschieden sich der Kaiser und sein Feldhauptmann, Herzog von Alba, zur Verfolgung auf der Lothauer Haide; auf dieser wurde das kurfürstliche Heer, in dem die Zerkahrenheit der Führer mit der Disziplinlosigkeit der Untergebenen wetteiferte, die sich zu unbesonnener Offensive statt zu zäher Defensive fortreißen ließen, am Ende vernichtet; es ist bemerkenswert, daß es doch heiß herging, daß schon damals Herzog Moritz in Lebensgefahr schwebte; eine Feuerbüchse ward gegen seinen Rücken angelegt, ein Ring seines Panzers vom Spieß eines Landsknechts „zerstreut“\*). Der Sieg blieb deswegen doch der Übermacht; 2500 Mann wurden niedergehauen, Johann Friedrich selber verwundet und gefangen vor den Kaiser geführt. Es ist bekannt, wie der Kurfürst den Kaiser anredete: „Allergnädigster Kaiser,“ und Karl ihn sofort barsch unterbrach: „Bin ich nun Euer gnädiger Kaiser? So habt Ihr mich lange nicht geheißt.“ Den Spaniern nötigte Johann Friedrichs würdevolle Haltung doch Bewunderung ab; aber sein Schicksal war trotzdem bitter genug. Zwar das Todesurteil, das Karl über ihn und seinen Mitgefangenen Ernst von Braunschweig unerhörterweise „wegen Rebellion“ verhängte, wagte man doch nicht auszuführen; aber in der „Wittenberger Kapitulation“ vom 18. Mai mußte Johann Friedrich nicht bloß sein Land samt der Kurwürde abtreten, die noch unbefiegten Festungen Wittenberg und Gotha an den Kaiser ausliefern und sich mit Zusicherung eines Einkommens von 50 000 Gulden für seine Söhne begnügen; er mußte auch wohl oder übel mit der Umwandlung der Todesstrafe in ewiges Gefängnis sich einverstanden erklären. Er hätte sich wohl bessere Bedingungen auswirken können, wenn er sich dem Konzil unterworfen hätte; aber jetzt, in der bittersten Not, als abgesetzter Kurfürst, die endlose Haft vor Augen, zeigte Johann Friedrich, welche Kraft religiöser Überzeugung in ihm war; als der jüngere Granvella, Sohn des Reichssiegelbewahrsers und Bischof von Arras, ihn hierüber befragte, „sah er ihn so hitzig und eifrig, wie er nie einen Mann gesehen.“ Die Bevölkerung war nicht minder standhaft; es kostete Mühe, Wittenberg zur Unterwerfung zu bestimmen; dafür hauste das spanische Kriegsvolk überall wild und ohne Erbarmen; der Kaiser selbst war überzeugt, daß man die rechte Mannszucht der Nationalfehler wegen nicht erhalten könne; den Deutschen könne man das übermäßige Trinken, den Spaniern das Stehlen nicht abgewöhnen.

\*) S. Lanz, Korrespondenz Kaiser Karls des Fünften, II. 567.

Noch war der Landgraf Philipp zu bezwingen, seine Stellung aber war doch nicht isolirt. Bremen leistete einer kaiserlichen Armee von 29 000 Mann unter Erich von Braunschweig nicht bloß erfolgreichen Widerstand und zwang die Belagerer zum Abzug; diese wurden auch durch die vereinigten Scharen der niederdeutschen Städte unter Graf Christoph von Oldenburg, zu dem u. a. ein kursächsisches Korps stieß, das nach der Niederlage bei Mühlberg die Waffen nicht ablegte, auf dem Rückzuge bei Drakenburg angegriffen und so total geschlagen (am 23. Mai 1547), daß sie 6000 Mann und alles Geschütz einbüßten; auch Magdeburg verharrete in trotzigem Widerstande. Aber trotz so tapferer Bundesgenossen, trotz der Aussicht auf französische Hilfe läßt sich wohl begreifen, daß der Landgraf die Vermittlung seines Schwiegersohnes Moritz und des Kurfürsten Joachim des Zweiten annahm. Es wurde vereinbart, daß Philipp vor Karl in Halle einen Fußfall thun, seine Festungen schleifen und dafür nicht „mit Leibesstrafe oder immerwährendem Gefängnis“ belegt werden sollte. Auf Grund dessen erschien Philipp am 19. Juni vor dem Kaiser, dessen Erfolge er durch seine Leichtgläubigkeit so sehr hatte vorbereiten helfen; er war heiter und guter Dinge, denn er glaubte, daß alles mit dem Fußfall abgemacht sein werde: man sah ihn lächeln, was den Kaiser dermaßen reizte, daß er auf Niederländisch sagte: „Wart, ich will dich lachen lehren.“ Am Abend speisten Philipp, Moritz und Joachim auf dem Schloß beim Herzog von Alba; als sie sich zwei Stunden nach Mitternacht zurückziehen wollten, wurde ihnen bedeutet, daß der Landgraf als kaiserlicher Gefangener hier zu bleiben habe. Wie fuhren da die zwei Kurfürsten auf! Der Landgraf nahm sich die Sache so zu Herzen, daß man glaubte, „er werde verzweifeln“;\*) sein Schwiegersohn mußte die Nacht bei ihm bleiben, um ihn zu trösten. Ohne allen Zweifel ist der Kaiser nach dem strengen Wortlaut des Vertrages im Rechte gewesen; geschrieben war, daß nur „immerwährendes Gefängnis“ dem Landgrafen erspart sein sollte;\*\*) aber es ist doch wahr, daß der Kaiser sich den Vermittlern gegenüber so geäußert hat, daß dieselben die Absicht heraus hören zu dürfen glaubten, wenn der Landgraf sich beuge, so werde er garnicht eingekerkert werden. Freilich waren sie zu leichtgläubig gewesen, sie hatten optimistisch in den Worten des Kaisers mehr gefunden, als dieser hineinlegen wollte: er durfte sich auf den Vertrag berufen, und dreimal, sagt der offizielle Bericht, gestanden die Kurfürsten am Ende zu, daß Karl nur sein Recht geltend mache, und wenn jemand eine Schuld trage, sie selbst es seien. Aber der Kaiser bestand auf seinem „Recht“ wie Shylock auf seinem Schein; in den Kurfürsten, vor allem in Moritz, blieb eine tiefe Verstimmung zurück, und die öffentliche Meinung sah in dem Vorgange doch nicht ohne allen Grund einen Beweis hispanischer Tücke: sie widmete ihr Mit-

\*) Worte in dem offiziellen kaiserlichen Bericht bei Lanz, II, 593.

\*\*) *Lodiet lantgraue ne seroit chastie de la vie ny par prison perpetuelle.* Ebda., 592.

gefühl den beiden Fürsten, die vor Jahresfrist noch die Häupter eines den größten Teil Deutschlands umfassenden Bundes gewesen waren, und nun als Gefangene mit dem kaiserlichen Hoflager überallhin mitgeschleppt wurden.

An demselben Tage, wo Landgraf Philipp, „der unruhigste Opponent,“ unschädlich gemacht wurde, unterzeichnete Karls und Ferdinands Gesandter Weltwyck in Konstantinopel einen Friedensvertrag auf fünf Jahre. Der Tod des Königs Franz des Ersten von Frankreich am 31. März, die Schlacht bei Mühlberg machten auf die hohe Pforte einen gewissen Eindruck: gegen eine allemal im März zu zahlende „Pension,“ d. h. einen Tribut von jährlich 30 000 Dukaten, ward der Besitz des nicht türkischen Ungarns dem König Ferdinand zugestanden, Kaiser und Papst, Frankreich und Venedig sollten in dem Frieden eingeschlossen sein. Von dem neuen Geiserich, von Chaireddin Barbarossa, war Karl schon am 4. Juli 1546 durch den Tod befreit worden.

Wie König Ferdinand so auf einige Zeit in den anerkannten Besitz von Ungarn gelangte, so bemeisterte er auch die böhmischen Rebellen; von Moritz mit Reitern und Fußknechten unterstützt, nahm er am 8. April Prag ein, strafte viele Anführer an Hab und Gut, Leib und Leben und entriß den böhmischen Ständen ein äußerst wichtiges Recht: das der Königswahl. Der ständische Feldhauptmann, Kaspar Pflug, schmachtete bis an seinen Tod in einem Burgverließ.



## Zu dem Kapitel vom weiblichen Beruf.



Über Gouvernanten-Glend, Überfüllung des Lehrerinnenfaches und dergleichen ist in letzter Zeit viel geschrieben worden, und wenn auch Versuche gemacht worden sind, hierbei angeblich vorgekommene Übertreibungen auf ihr richtiges Maß zurückzuführen, so scheint doch soviel festzustehen, daß diese Berufe in der That wenig verlockendes darbieten und nur einer vergleichsweise kleinen Minderzahl die Aussicht auf dasjenige öffnen, was man eine „gesicherte Zukunft“ nennen kann. Ebenso scheint es richtig zu sein, daß die Anforderungen an Lehrerinnen und Gouvernanten in einem Verhältnisse wachsen, dem sehr viele selbst unsrer „gebildeten“ Mädchen nicht zu entsprechen imstande sind, und zwar gilt dies vielleicht weniger hinsichtlich des Wissens, als vielmehr hinsichtlich der Fähigkeit, sich in mannichfache Lagen und Ansprüche zu schicken und auch unter schwierigen Umständen die persönliche Würde aufrecht zu erhalten.